

MÜNCHNER BEITRÄGE ZUR JÜDISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR

Lehrstuhl für Jüdische Geschichte
und Kultur an der
Ludwig-Maximilians-Universität München

Mit dem Jahresvortrag 2006
von Yfaat Weiss

Heft 1·2007



Yfaat Weiss

Lea Goldberg – von Kowno nach Tel Aviv

Oder: ‚Vielleicht ist es besser, ein provinzielles unwissendes Mädchen zu sein, um etwas zu wissen‘*

„Und ich habe einen Wunsch – aus diesem Schweinestall nach Moskau zu fahren. Jetzt sterben große Leute, es schmerzt das Herz, der große Geist ist tot, Lenin ist tot, Wilson ist tot. Den größeren Eindruck hat Lenins Tod auf mich gemacht, und auch jetzt kann ich ihn nicht vergessen, besonders nachdem ich einen Brief aus Russland über seinen Tod gelesen habe.“¹ So steht es bei Lea Goldberg in ihrem Tagebuch im Februar 1924. Noch nicht einmal 13 Jahre alt war sie, als sie das schrieb. Die im vergangenen Jahr erstmals vollständig veröffentlichten Tagebücher verdeutlichen die Reife der Lea Goldberg, einer Jüdin aus Kowno (Kovna) in Litauen, in ihrer Jugend. Sie schrieb ihre Tagebücher auf Hebräisch, einer für sie fremden Sprache, von den ersten literarischen Skizzen 1921 im Alter von zehn Jahren in entstelltem Hebräisch mit fehlerhafter Orthographie, bis zur Mitte der sechziger Jahre, als sie zu einer der bedeutendsten hebräischen Lyrikerinnen und zu einer berühmten Übersetzerin und Kinderbuchautorin geworden war. Hartnäckig war sie dieser fremden Sprache gegenüber, und zwar mit Absicht. Schon in frühem Alter beschloss sie, hebräische Schriftstellerin und Dichterin zu werden, oder noch genauer, „Schriftsteller“ und „Dichter“ wollte sie sein. Wenn sie ihre künstlerischen Ambitionen ausdrückte, verwendete sie die männliche Form des Substantivs.²

* Jahresvortrag 2006 am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München, gehalten am 18. Oktober 2006. – Eine frühere Fassung dieses Aufsatzes wurde im Simon-Dubnow-Institut für Jüdische Geschichte und Kultur in Leipzig am 28. Mai 2006 vorgetragen. Für einen regen intellektuellen Austausch danke ich mich bei Frau Natasha Gordinsky. Die Übersetzung wurde von Frau Laura Jokusch vorbereitet. Für sprachliche Verbesserungsvorschläge danke ich Dr. Nicolas Berg. Bedanken möchte ich mich vor allem bei meinem langjährigen Kollegen Prof. Dr. Michael Brenner.

¹ Lea Goldberg: Tagebücher (hebr.). Tel Aviv 2005, 9.2.1924, S. 38.

² Lea Goldberg: Briefe von einer imaginären Reise (hebr.). Tel Aviv 1937, S. 63; auf Deutsch erschienen im Jüdischen Verlag im Suhrkamp Verlag 2003.

1 Im Alter von 16 Jahren (unbekannter Photograph)



Im Rückblick erscheint das Leben von Menschen wie auch der Ablauf der Geschichte als vorbestimmt. Doch genau wie der historische Ablauf so ist auch der Ausgang des Menschenlebens offen. Es gibt viele Möglichkeiten, zwei Punkte miteinander zu verbinden. Auch Kowno und Tel Aviv kann man unterschiedlich verbinden. Nicht immer sind diese Verbindungen geradlinig. Es sind diese Verbindungslinien, die mich hier interessieren. Lea Goldbergs Weg mag zufällig erscheinen, aber ihre Stationen sind nicht nur ihre, sondern die einer ganzen Generation. Lea Goldberg steht hier für die Wanderungen osteuropäischer jüdischer Intellektueller aus kleinen Ortschaften in große Städte, von Ost nach West, hinaus aus der Provinz, hinein in die große Welt. Manchmal waren diese Wanderungen sogar Teil eines sozialen und politischen Weges vom Kleinbürgertum zum Sozialismus. Großstädte sind die Orte dieses Wandels und der Hochkultur; Aufklärung und Literatur sind Inspiration und Motor auf dieser Fahrt.

So war es für Lea Goldberg, das kleine jüdische Mädchen, die Schülerin des hebräischen Gymnasiums, von Anfang an klar: Sie wollte Kowno den Rücken kehren. Einen „Schweinstall“ nannte sie ihre Stadt oft in ihrem Tagebuch. Noch nicht einmal 13 Jahre alt war sie, als sie das zum ersten Mal schrieb, und kurz danach war ihr Wunsch klar: „Nur nach Moskau will ich fahren.“

Lea Goldbergs Mutter machte sich über die Klagen ihrer Tochter lustig. Sie hörte in den Worten des Mädchens den



2 Lea Goldbergs Eltern
(undatiert, unbekannter
Photograph)

Klang der „Tri sestry“ („Drei Schwestern“) von Tschechow. Tschechow wird 30 Jahre später von Lea Goldberg ins Hebräische übersetzt; auf Russisch gelesen hat sie ihn aber schon damals. Doch die Tochter wollte mit dieser mütterlichen Interpretation nichts zu schaffen haben und vertraute ihrem Tagebuch an: „Das ist es nicht, ich will ja schon das ganze Jahr dort hinfahren, ich habe viele Hoffnungen, aber keine von ihnen geht in Erfüllung und besonders nicht die Hoffnungen, nach denen ich am meisten strebe.“³ Schließlich sieht Lea Goldberg ein, dass die Mutter in ihrer Ironie vielleicht doch Recht hat. Zwei Monate später – im Sommer 1924 – schreibt sie in ihr Tagebuch: „Ich gehe nicht auf Ausflüge – also was bleibt? Nicht mehr als das, was ich tue. Überhaupt im Sommer ist Kowno noch schlimmer als im Winter. Und ich kann nur mit den Worten Irinas aus ‚Tri sestry‘ abschließen: ‚nach Moskau, nach Moskau, nach Moskau.‘“⁴

Diese theatralische Geste der Irina, der mittleren der drei Schwestern der Familie Sergejewitsch, entsprach genau dem Lebensgefühl von Lea Goldberg. Die drei Schwestern, die durch die Versetzung ihres Vaters zur trostlosen Provinzialität verdammt wurden und sich sogar noch nach elf Jahren weigerten, sich daran zu gewöhnen, sie waren es, die der 13jährigen Lea halfen, ihre Sehnsucht nach der großen wei-

³ Goldberg: Tagebücher, 23.4.1924, S. 39.

⁴ Goldberg: Tagebücher, 25.6.1924, S. 42.

ten Welt in Worte zu fassen. „Nach Moskau“ war der Ausweg aus der Trostlosigkeit von Kowno. War es auch die Vielsprachigkeit, die sie an den Figuren Tschechows anzog? Der Bruder und die drei Schwestern des Hauses Sergejewitsch sprechen Französisch, Deutsch und Englisch und die mittlere Schwester, Irina, sogar Italienisch. „In dieser Stadt“, beklagt sich die jüngste der Schwestern, Mascha, „ist drei Sprachen zu können ein unnützer Luxus. Nicht einmal ein Luxus, sondern irgendeine unnötige Zugabe, wie ein sechster Finger. Wir wissen viel Überflüssiges.“⁵

Doch nicht nur in der provinziellen Welt des verarmten russischen Adels, sondern auch in der Welt des Mädchens in Kowno wird Vielsprachigkeit zu einem kulturellen Erkennungszeichen. Und wie in der Welt der drei Schwestern, so auch in der Welt des Mädchens überdeckt kulturelles Kapital den Mangel an anderen Besitztümern. Dies muss zu Konflikten führen. Die Welt der Sprachen ist hierbei von emblematischer Bedeutung. Russisch ist Lea Goldbergs Muttersprache. Ihre Liebe zum Russischen verstärkte sich während des Ersten Weltkriegs, als die Familie, wie so viele andere jüdische Familien, aus den Grenzgebieten ins Innere Russlands vertrieben wurde. Grund für diese Vertreibungen war die Furcht der zaristischen Regierung vor der vermeintlich verräterischen Rolle der Juden im Kampf gegen den deutschen Feind. Während des Krieges zog die Familie von Ort zu Ort und ließ sich zeitweilig in Saratow, Bataschow und Zarizin nieder.⁶ Rückblickend wird Lea Goldberg analysieren können, wie sich für sie mit der Rückkehr nach Litauen am Ende des Ersten Weltkrieges die Sprache als falsches Referenzsystem erwies, als ein Sinnrahmen, der falsche Informationen vermittelte. Über die isolierende und restriktive Kraft der Sprache, des Russischen, im Kontext des jüdischen Kowno, wird sie Jahre später im Gedenkbuch des hebräischen Gymnasiums schreiben:

„[...] ich konnte kein Jiddisch, was die Umgangssprache aller Kinder der Klasse war. Ich konnte kein Jiddisch, weil ich aus einem Elternhaus stammte, in welchem Russisch gesprochen wurde, und meine Kindheit verbrachte ich in den Tiefen Russlands im Kreis Saratow, alle meine Freunde waren nicht-

⁵ Anton Tschechow: Drei Schwestern. Drama in vier Akten. Stuttgart 1998, S. 18.

⁶ Tuvia Ruebner: Lea Goldberg (hebr.). Tel Aviv 1980, S. 17.

jüdische Russen, denn dort lebten fast keine Juden. Kurz bevor wir am Ende des Weltkriegs nach Litauen zurückkehrten, wollte mein Vater mich Jiddisch lehren (er war ein begeisterter Jiddischist), aber als ich nach Kowno kam, musste ich zusätzlich zu der Vorbereitung auf das Gymnasium – ich war noch nie zuvor zur Schule gegangen aufgrund unseres Umherwanderns während des Krieges – auch noch das Litauische lernen, das mir schwer fiel, und als ich in die Schule kam, gab es eine weitere Sprache, das Hebräische, so dass ich keinerlei Aufnahmefähigkeit für eine weitere Sprache hatte, die Sprache, welche in unserer Klasse die Gleichberechtigung erkaufte: das Jiddische. Da in Kowno das Russische die Sprache der Familien war, die sich für etwas Besonderes, für einen Teil der ‚Intelligenzia‘ hielten, und so etwas wie eine ständische Erhabenheit über die anderen empfanden, als die Besseren, sozusagen – so jedenfalls dachten die Kinder, dass ich aus Hochmut kein Jiddisch spräche, und sie erschwerten mein Leben und rächten sich auf allen erdenklichen Wegen an mir für mein Russisch, für meine Manieren und dafür, dass ich Gedichte schrieb. . .“⁷

Lea Goldberg wählte also nicht zwischen den beiden jüdischen Sprachen – zwischen dem Hebräischen und dem Jiddischen –, die Wahl stellte sich vielmehr zwischen Hebräisch und der naheliegenden, um nicht zu sagen: natürlicheren Möglichkeit des Russischen. Als sie jedoch mit ihren ersten literarischen Versuchen begann, tat sie dies gleichzeitig auf Hebräisch und Russisch. „In diesem Monat“, schreibt sie im August 1924, „schaffte ich es, drei hebräische und eine russische Geschichte zu schreiben. Die hebräischen sind: ‚Vorabend des Sabbat‘, ‚Im Schnee‘ und ‚Kol Nidre‘ und die russische: ‚Atheist‘.“⁸ Drei Monate später schreibt sie: „In diesem Monat habe ich meine letzte lange hebräische Geschichte fertig geschrieben, und ich schrieb zwei hebräische und zwei russische Gedichte. [. . .] Jetzt schreibe ich eine lange russische Geschichte, ich habe gerade erst begonnen, ich weiß nicht, wie sie werden wird?“⁹ Es wäre wohl zu einfach zu sagen, dass die beiden Sprachen und Literaturen sich lediglich er-

⁷ I. Yablokovski (Hg.): Der Tempel, der versank... die hebräische Erziehung in Kovno – Institutionen und Persönlichkeiten (hebr.). Tel Aviv 1962, S. 130.

⁸ Goldberg: Tagebücher, 3.8.1924, S. 43.

⁹ Ebd., 17.11.1924, S. 50.

gänzten. Es handelte sich vielmehr um einen Wettstreit zwischen zwei Symbolsystemen. Das Tagebuch veranschaulicht diesen innerlichen Sprachenkampf und vergegenwärtigt den Platz, welchen das Hebräische dabei einnimmt. Als sie im Juni 1925 in ihrem Tagebuch ein russisches Gedicht notiert, fügt sie gleichsam entschuldigend hinzu: „Es gibt keinen anderen Ort, daher schreibe ich dieses russische Gedicht im Tagebuch nieder, an einem anderen Tag werde ich noch eins hinzufügen.“¹⁰ Aber schon zwei Tage später heißt es doch wieder anders: „Ich habe ein russisches Gedicht. Ich werde es vielleicht in hebräischen Buchstaben niederschreiben. Lieber nicht, wenn ich es können werde, werde ich auf Russisch schreiben, gerade jetzt kann ich es nicht.“¹¹

Lea Goldbergs Tagebuch dokumentiert den Entwicklungsprozess ihrer Diglossie.¹² Im Laufe der Jahre ändert sich der Stellenwert der jeweiligen von ihr beherrschten und erlernten Sprache. Dabei geben ihr die Vorträge zur russischen Literatur, die sie an der Universität Kowno in den letzten Jahren ihrer Gymnasialzeit besucht, einen Anlass zur Selbstreflexion. Und wenn sie am Ende Hebräisch wählt, hat das nichts mit Nationalismus oder einem Bekenntnis zum Zionismus zu tun. In diesem Zusammenhang schreibt sie:

„Mich interessieren am meisten die Vorträge zur russischen Literatur, ich fühle mich ihr verbunden wie keiner anderen Literatur in der Welt. Mehr als ich dies selbst will. Und obwohl ich mich in letzter Zeit von der russischen Literatur etwas entfernt habe, so ist sie mir doch am bekanntesten und verständlichsten von allen anderen. Ich bin ihr durch die Sprache und die Lebensumstände verbunden, viel mehr als der hebräischen Literatur. Zwar habe ich das Verhältnis einer großen Liebe, wie ich es zu hebräischen Schöpfungen habe, nicht zu der russischen (Sprache) [. . .]. Weil ich, trotz aller Liebe, die ich zu den Helden der russischen Literatur habe, nicht so bin wie sie. Dieselbe besondere Atmosphäre, welche die jüdische Umgebung erzeugte, ist ein Zauberkreis, den man nicht verlassen kann und den ich auch in keiner Weise verlassen will. Sie be-

¹⁰ Ebd., 15.6.1925, S. 61.

¹¹ Ebd., 17.6.1925, S. 62.

¹² Zur Diglossie innerhalb der jüdischen Gesellschaft Osteuropas und zu ihrer Bedeutung innerhalb der Geschlechterverhältnisse siehe Iris Parush: *Reading Women. The Benefit of Marginality in Nineteenth Century Eastern European Jewish Society*. Tel Aviv 2001, S. 234.



3 Vorlesung an der Hebräischen Universität, Jerusalem 1968 (unbekannter Photograph)

einflusst all mein Denken und Fühlen und macht mich und die übrigen Töchter meines Volkes völlig verschieden von den Frauen, die in eine andere Umgebung hineingeboren werden und in ihr leben. Und daher kann ich mich Misius oder irgendeiner anderen Russin gleich fühlen – wer auch immer sie sei, äußerst menschlich und ‚kosmopolitisch‘. Ich kann so ähnlich denken und träumen wie sie (so ähnlich, dass ein unerfahrenes Auge uns für identisch hält!). Aber so zu fühlen wie sie fühlt, zu denken und zu träumen wie sie – werde ich niemals können. Das vollkommene ‚Ich‘, vollendet wie es ist, kann ich nur in der hebräischen Geistes-Schöpfung finden.“¹³

Was meint Lea Goldberg damit? Kann man hier bereits ihr literarisches Programm erkennen? Die Spannung zwischen den beiden Sprachen blieb weiterhin bestehen; vielleicht war sie auch gar nicht zu lösen.

Vom Moment ihrer Einwanderung im Jahre 1935 bis Anfang der fünfziger Jahre, als sie als Dozentin an der Hebräischen Universität in Jerusalem zu unterrichten begann, arbeitete Lea Goldberg an den verschiedensten Übersetzungen aus den von ihr beherrschten europäischen Sprachen ins Hebräische. In die-

¹³ Goldberg: Tagebücher, 3.11.1927, S. 116f.

sen Jahren übersetzte sie unter anderem Essays von Heinrich Mann, die „Briefe aus dem Gefängnis“ von Rosa Luxemburg, „Meine Kindheit“ von Maxim Gorki, Erzählungen von Anton Tschechow, die Trilogie „Kindheit. Knabenjahre. Jünglingszeit“ von Leo Tolstoi und vor allem „Krieg und Frieden“.¹⁴ Anfang der fünfziger Jahre gestand sie sich selbst ein: „Meine hebräische Sprache verliert ihren Reichtum und ihre Flexibilität, wegen des wenigen Hebräischlesens in den letzten Jahren [...]. Ich fühle im Lauf der Zeit zunehmend, in welchem Maße all meine hebräische Bildung Mangel leidet, aber ich tue sehr wenig, um diesen Mangel zu korrigieren.“¹⁵

Vielleicht ist es möglich, dieses vage Gefühl der Zerrissenheit als eine vorweggenommene spätere Entwicklung zu erkennen, wenn sie im Alter von siebzehn Jahren in ihrem Tagebuch schreibt: „Kann eine hebräische Kunst existieren?“ und in großem Zweifel fortfährt:

„Wir haben keine Sprache [...]. Seit unseren Kindertagen redet man mit uns in drei, wenn nicht vier Sprachen. Und in keiner haben wir Wurzeln. Wir lieben sie alle, die eine, weil ihre Literatur schön ist, die zweite, weil sie unsere Eltern sprechen, die dritte, weil sie gemäß unserer Weltanschauung und Prinzipien unsere Sprache sein soll. Und wenn wir die dritte wählen und uns stärker mit ihr als mit den anderen verbinden und wenn wir zu der Erkenntnis kommen, dass wir in ihr und nur in ihr denken müssen, können wir dann aber auch in ihr schöpferisch sein? Diese Sprache, die wir gelernt haben und in der Regel nicht gut kennen! Trotzdem müssen wir hartnäckig sein.“¹⁶

Und hartnäckig war ihr Verhältnis zu allen Sprachen, die sie lernte. Dabei war es nie leicht, diese Sprachen zu beherrschen. Im Alter von zwölf Jahren, als sie mit Latein im hebräischen Gymnasium begann, schrieb sie in ihr Tagebuch: „Es ist für mich notwendig, diese Sprache zu kennen, denn nach Beendigung des Gymnasiums will ich zur philologischen Fakultät gehen.“¹⁷ Mit dem Litauischen war es auch nicht einfacher. Sie kam erst spät zu dieser Sprache, als sie nach dem Ersten Welt-

¹⁴ Für die vollständige Bibliographie siehe Ziva Shamir: Die Bücher Lea Goldbergs – Original und Übersetzung (hebr.). In: Ruebner, Lea Goldberg, S. 230–240.

¹⁵ Goldberg: Tagebücher, 13.8.1951, S. 303.

¹⁶ Ebd., 2.1.1928, S. 147 f.

¹⁷ Ebd., 9.2.1924, S. 38 und 3.3.1925, S. 54.

krieg aus Russland zurückkehrte. Die Anstrengung, diese Sprache zu erlernen, nahm sie trotz mancher Vorbehalte gegenüber der lokalen litauischen Kultur auf sich. Doch den größten Einsatz hat sie sicherlich dem Hebräischen gewidmet. So entwarf sie im Sommer 1926 für sich so etwas wie eine Agenda: „Erstens, für eine bestimmte Zeit meine Bücher vernachlässigen, also die schöne Literatur – um [stattdessen] Bücher über Geschichte und Kunst zu lesen. Es wäre gut, ich würde etwas Geschichte verstehen, und ich werde sie besser kennen, als ich es jetzt tue. Zweitens, aus zwei Gründen über die Hebräische Bibel gehen: Der erste Grund ist, dass ich kein Hebräisch kann, und in der Hebräischen Bibel gibt es einen so großen Schatz an Worten und Ausdrücken. Und der zweite ist, dass es überhaupt nötig ist, das in der Hebräischen Bibel zu lernen, was ich schon gelernt habe, denn wenn man es jetzt nochmal liest, dann ist das Vergnügen größer, und man versteht alles ganz anders als vorher.“¹⁸ „Und wenn ich die hebräische Sprache besser könnte“, schreibt sie eineinhalb Jahre später, „dann könnte ich die feinsten Nuancen in ihr erspüren, würde die ganze hebräische Literatur noch viel klarer fühlen, und sie würde viel stärker auf mich wirken als die russische (im Russischen fehlen mir keine Worte). Und doch werde ich das Hebräische noch können. Ich werde lernen und wissen. Da bin ich mir sicher.“¹⁹

Warum also Lea Goldbergs Sehnsucht, Kowno zu verlassen? Yoffe, einer der drei Goldberg-Biographen, weiß es. Er identifiziert das jüdische Kleinbürgertum als Quelle des Unbehagens der Dichterin.²⁰ Kleinbürgertum ist in der Welt Lea Goldbergs ein bekannter Begriff, aber erst später wird klarer, was dieser Begriff eigentlich bedeutet. Dabei geht es nicht um bestimmte Orte wie Litauen oder Kowno, sondern er gilt für alle Orte, wo Juden leben.²¹ Es war unter anderem der lokale jüdische Habitus, der sich in Kowno mit dem Provinzgehalte vermischt und das Unwohlsein von Lea Goldberg verursachte. „In der Stadt der Krämer, unter Krämern und den Söhnen der Krämer“ wird sie später den Geist Kownos rekonstruieren. In ihrem

¹⁸ Ebd., 18.6.1926, S. 89.

¹⁹ Ebd., 3.11.1927, S. 117.

²⁰ Avraham Benjamin Yoffe: *Begegnungen mit Lea Goldberg* (hebr.). Tel Aviv 1984, S. 14f.

²¹ Zu Kowno siehe Goldberg: *Tagebücher*, 6.4.1929, S. 191 sowie 8.6.1929, S. 197.

autobiographischen Roman „Ve-huh ha-or“ („Und er ist das Licht“) von 1946 beschreibt sie ihre Furcht, diesem Geist ausgeliefert zu sein, als den „gemeinschaftlichen Kessel des Lebens, vor dem sie sich ekelte“.²²

Dieser „gemeinschaftliche Kessel“ bezieht sich sicher auch auf die Stigmatisierung, die in der Stadt ihrer Kindheit der Geisteskrankheit ihres Vaters anhaftete. Die Krankheit, und eigentlich auch der Vater selbst, finden in den Tagebüchern kaum Erwähnung, und sie kommen erst etwa zwanzig Jahre später in ihrem autobiographischen Roman „Ve-huh ha-or“ zum Ausdruck. Erst dort wird mit der Heimat abgerechnet. Das ist der Roman, in dem die Kindheitserlebnisse Lea Goldbergs durch die Darstellung eines achtjährigen Mädchens Gestalt annehmen. „Durch die erste Einsamkeit der Kindheit“, heißt eine Zeile im Roman. Es ist die Geschichte einer Gruppe von jüdischen Flüchtlingen, die im Jahr 1919 nach Litauen zurückkehrt. Hierin fasst Lea Goldberg in einem kurzen Absatz die Zerstörung eines gesamten Lebens zusammen:

„Die Grenzwahe eines kleinen Landes, grobschlächlige Bauern in Armeeuniform, richteten ihre Augen auf die gelben Schuhe des Vaters. Sagten, dass sie ein glänzendes Zeichen seien, diese Schuhe, dass er ein bolschewistischer Spion ist. Danach hielten sie ihn in einem leeren Pferdestall fest. Tagtäglich, zehn Tage lang, holten sie ihn heraus, um ihn anscheinend zu ermorden. Zehn aufeinander folgende Tage setzte sich dieses Spiel fort. Und der Mann zerbrach.“²³

So kehrten sie aus Russland nach Litauen zurück, die Tochter, die Mutter und der Vater, dessen Geist von den Grenzposten zerbrochen worden war.

Dieses Erlebnis wurde in den Tagebüchern nicht erwähnt. Nur aus der Ferne und mit Hilfe der Phantasie des Romans kehrte Lea Goldberg zu ihm zurück. Aus den Tagebüchern tritt nur ihre Feindseligkeit gegenüber Litauen hervor, die Gründe dafür werden jedoch nicht beleuchtet. Die Engstirnigkeit, die sie in der jüdischen Gesellschaft erlebt, verbindet sie mit der kulturellen Armut Litauens. 1925, nachdem sie ein litauisches Theaterstück besucht hatte, schrieb sie in ihrem Tagebuch, dass sie nicht wieder ins Theater ginge, denn „sie haben einfach

²² Lea Goldberg: Und das ist das Licht (hebr.). Tel Aviv 2006, S. 46 und S. 31.

²³ Ebd., S. 25.

keine Ahnung von der Kunst des Spiels“.²⁴ Drei Jahre später beschreibt sie die litauische Sprache in ihrem Tagebuch als eine „Sprache, die keine Literatur hat“,²⁵ und fügt im folgenden Jahr, ihrem Studienjahr an der Universität Kowno, hinzu, ihr Studenerlebnis an einer Universität, in der es keine Bücher gebe, sei „nicht einen Heller wert“.²⁶ Im gleichen Jahr erscheinen in der Zeitschrift „Netivot“ mehrere von ihr ins Hebräische übersetzte litauische Gedichte, unterschrieben mit dem Namen „Lea Meshorer“, d.h. Lea Dichter. Ambivalenzen, dies dürfte weniger überraschend sein, waren auch hier im Spiel.²⁷ „Das Leben ist unendlich leer“, urteilte sie im selben Jahr. „Einhundertsechzig Tage im Jahr regnet es in Litauen. Und große Stürme gibt es hier nicht. Ein Kapitel in der Geographie der Seele.“²⁸

Die Geographie der Seele reicht über räumliche Grenzen hinaus und enthält auch eine politische und historische Bedeutung. Im Lauf der Jahre verliert Moskau langsam seine Vorrangstellung. Als Lea Goldberg vierzehn Jahre alt ist, wird Moskau zu einer unter vielen Großstädten, zu denen sie sich hingezogen fühlt. Mit Metropolen als solchen verbindet sie „Bilder bekannter Maler, schöne Gebäude und vor allem – andere Menschen“, und sie sagt ausdrücklich: „Ich will in die Großstadt fahren – nach Berlin, nach Paris, nach Rom oder nach Moskau.“²⁹ Zwei Jahre später, 1927, schreibt sie:

„Während der Unterrichtsstunde sitze ich und blicke auf die Landkarte Europas, die in unserer Abteilung hängt und denke, ‚fahren, fahren‘ [. . .] Mein Gesicht wird traurig, und ich höre die Stunde nicht. Mina sieht in mein Gesicht und lächelt. Sie spottet nicht. Meinen Gemütszustand versteht sie gut. Auch in ihrem Herzen ist er ein häufiger Gast. Und ich sehne mich und bin wütend über mich: Welch ein Wahnsinn! Ob ich wohl wieder zu diesem kleinen Mädchen geworden bin, das ‚nach Moskau, nach Moskau‘ will, weil es von den großen Wundern der Wiederbelebung Russlands, NEP usw. gehört hat . . . ? ‚Nein. Jetzt ist es anders.‘“³⁰

²⁴ Goldberg: Tagebücher, 12.9.1925, S. 70.

²⁵ Ebd., 3.1.1928, S. 149.

²⁶ Ebd., 3.9.1929, S. 203.

²⁷ Hamutal Bar-Yosef: Lea Goldberg und das litauische Volkslied (hebr.). In: Avner Holzmann (Hg.): Von einem Zentrum in mehrere Zentren. Festschrift für Nurit Govrin (hebr.). Tel Aviv 2005, S. 437–459.

²⁸ Goldberg: Tagebücher, 15.11.1929, S. 206.

²⁹ Ebd., 9.11.1925, S. 73.

³⁰ Ebd., 29.11.1927, S. 129.



4 Gruppenbild aus dem Jahre 1930. Von links nach rechts: Mina Landau, geb. Goldberg (Lea Goldbergs beste Freundin), Lea Goldberg, Nadia Maisel und zwei Freunde aus Kowno (unbekannter Photograph)

Mit Mina Landau, geborene Goldberg, verbanden Lea Goldberg fünfzig Jahre einer Freundschaft, die in einem fast lebenslangen Briefwechsel dokumentiert ist. Die Lebensstationen der beiden Mädchen waren fast identisch und weisen auf mögliche osteuropäische weibliche Lebensentwürfe hin. Geboren im weißrussischen Minsk, hat die gleichaltrige Mina den Ersten Weltkrieg in Witebsk verbracht und kehrte erst 1919 mit

ihren Eltern nach Kowno zurück.³¹ Nach einem Jahr Vorbereitungsstufe des russischen Kommerzgymnasiums trat sie im Jahr 1920 in das Kownoer Hebräische Gymnasium ein, das sie bis 1928 besuchte. Wie Lea studierte Mina Goldberg im Studienjahr 1928–1929 an der Universität zu Kowno und war dort – anders als Lea Goldberg – an der juristischen Fakultät eingeschrieben. Wie Lea Goldberg wollte anscheinend auch Mina fort von der Kownoer Universität.

Das Schicksal wollte es, dass der Weg Lea Goldbergs in die Großstadt über Berlin und nicht über Moskau führte. Doch nicht nur Schicksal war im Spiel. Ein Stipendium ermöglichte es dem mittellosen Mädchen, ihr angestrebtes Ziel zu erreichen und an eine Universität zu gelangen, in der es sogar Bücher gab. Während all ihrer Jahre am Hebräischen Gymnasium hatte Lea Goldberg Deutsch gelernt, und dies tat sie auch noch während ihres Studienjahres an der Universität Kowno.³² Nebenbei bemerkt, hatte Lea Goldberg an der Universität von Kowno noch eine andere Sprache gelernt, die für ihre fachliche Ausrichtung zwingend war: das Arabische. Die Erlernung dieser Sprache fiel ihr überhaupt nicht leicht, wie man aus den Klagen in den Briefen an Mina lesen kann.³³ Durch ein Stipendium gelangte Lea Gold-

³¹ Universitätsarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin. Mina Goldberg, Lebenslauf. Für die Hinweise aus dem Universitätsarchiv und für die Kopie der Doktorarbeit von Mina Goldberg bedanke ich mich bei Dr. Shlomo Shafir.

³² Siehe ihr erstes Zeugnis aus dem Hebräischen Gymnasium sowie ihr Zeugnis aus dem ersten Studienjahr an der Universität Kowno, Ha'amota Le'nihul Gnazim, Genazim 274 26a/4; 274 6084/16. Siehe Ruebner: Lea Goldberg, S. 40 f.

³³ Lea Goldberg an Mina Goldberg am 14.1.29, Genazim 274 66501/1; Lea Goldberg an Mina Goldberg am 5.7.1929, Genazim 274 66502/1; Lea

berg im Oktober 1930 nach Berlin, wo sie bis zur erfolgreichen Beendigung ihres Studiums im März 1932 blieb.³⁴ Ein zusätzliches Jahr verbrachte sie in Bonn, wo sie am Orientalischen Seminar bei Paul Kahle promoviert wurde. Die Freundin aus Kowno ging nicht genau denselben, aber einen ähnlichen Weg. Weil Mina aus einem besser situierten Elternhaus kam, war sie nicht auf ein Stipendium angewiesen und konnte schon im Wintersemester 1929 ihr Studium in Berlin aufnehmen. Sie wurde 1934 an der Friedrich-Wilhelm Universität mit einer Doktorarbeit zum Thema „Die Jahre 1881–1882 in der Geschichte der russischen Juden“ promoviert.

„Man muss häufig Tagebuch schreiben und auch ‚objektive‘ Dinge notieren. Nach einigen Jahren wird dies wichtig werden“, schreibt Lea Goldberg im April 1931 in ihr Tage-



5 Lea Goldberg, 1930
(unbekannter
Photograph)

Goldberg an Mina Goldberg am 22.7.1929, Genazim 274 66503/1; Lea Goldberg an Mina Goldberg am 8.5.1930, Genazim 274 66513/1.

³⁴ Universitätsarchiv der Humboldt-Universität zu Berlin, Verzeichnis der Studierenden, Sommer-Semester 1930; Verzeichnis der Studierenden, Winter-Semester 1930–1931; Verzeichnis der Studierenden, Sommer-Semester 1931; Verzeichnis der Studierenden, Sommer-Semester 1932; Verzeichnis der Studierenden, Winter-Semester 1932–1933; Rektorat 120 16.10.1930–14.10.1931; Rektorat 120 16.10.1929–14.10.1930; Rektorat 122 16.10.1931–12.10.1932; Rektorat und Senat, 1035 Übersicht über die eingegangenen Ausländer-Aufnahme-Gesuche WS 1930/31; Studentenkarteikarte.



6 Hebräische Ausgabe des Buches „Briefe von einer Imaginären Reise“, 1937

buch.³⁵ Doch die Aufzeichnungen Lea Goldbergs aus den drei Jahren in Deutschland sind eher mager. Wer in ihrem Tagebuch ein historisches Zeugnis des Niedergangs der Weimarer Republik und des Aufstiegs des Nationalsozialismus zu finden sucht, wird enttäuscht sein. Diese Eindrücke kommen später indirekt zum Ausdruck: in ihrem Prosawerk „Briefe von einer imaginären Reise“, welches sie im Jahr 1937 veröffentlichte, in ihrem ein Jahr darauf erschienenen Aufsatz „Mut zum Profanen“, in den vielen Zeitungsartikeln und Notizen, die sie seit Ende der 1930er Jahre in Eretz Israel veröffentlichte, und in ihrem bereits erwähnten autobiographischen Roman „Ve-huh ha-or“ aus dem Jahr 1946.

Bevor Berlin zum Symbol Nazi-Deutschlands werden sollte, war die Stadt für sie vor allem eine Metropole, die Metropole. Schon in den Notizen in Lea Goldbergs Tagebuch aus der Jugendzeit zeigt sich eine ironische Distanz zu ihrer ständigen Sehnsucht nach der Großstadt. Das „nach Moskau, nach Moskau, nach Moskau“-Motiv gibt ihrer Geographie der Seele einen Bezug zur physischen Geographie. Die Fähigkeit der Großstadt, wie ein *deus ex machina* zu funktionieren und die gefesselte Seele zu befreien, ist eingeschränkt, während das ironische, sich wiederholende Anspielen auf die drei Schwestern Tschekows bedeutet, dass Lea Goldberg dies ohnehin durchschaut hat. „Ob ich wirklich zu dem Ergebnis kommen werde, dass auch die Großstadt mich nicht vor mir selbst retten wird? Dass ich voller Trauer bin?“ notiert sie in ihr Tagebuch am Ende des ersten Studienjahres in Berlin.³⁶ Und auch hier fehlt der Blick von außen nicht. In Abstand zu ihrem Selbst unterschreibt sie jenen Eintrag in ihr Tagebuch am selben Tag: „Bist Du es Lea – in Berlin?“³⁷

Aber auch wenn die Großstadt nicht die Seele aus ihrer Gefangenschaft befreien kann, so hat sie doch Vorteile gegenüber der Provinz. Die Großstadt ist ein Aussichtspunkt, der den Blick über den engen Horizont der Provinz hinaushebt, und sie vermag besonders denen, die nicht an sie gewöhnt sind, einen Maßstab für die Größe und Wichtigkeit der Dinge zu vermitteln. Wie überall bewegt sich Lea Goldbergs Blick von außen nach innen, von der Außenwelt in ihre innere Welt. „Vielleicht ist es besser, ein provinzielles unwissendes Mädchen zu sein,

³⁵ Goldberg: Tagebücher, 17.4.1931, S. 212.

³⁶ Ebd., 7.7.1931, S. 214.

³⁷ Ebd.



um etwas zu wissen“, schreibt sie, „vielleicht war zuvor trotz allem Provinzialität in mir, und daher danke ich für die Weisheit der Großstadt. Vielleicht gibt es eine Sache, die uns alle umwandeln wird und auch mich.“³⁸ Und so ist es. In der Großstadt Berlin verwirklicht Lea Goldberg ihren Kindheitstraum und bildet sich zur Philologin aus. In Bonn wird sie promoviert.³⁹

Der Ort, an dem Lea Goldberg ihr letztes Jahr in Deutschland verbrachte, das Orientalische Seminar der Universität Bonn unter der Leitung von Professor Paul Kahle, verdient eine eigene Abhandlung. Es war ein Babylon der Verständigung. In einer durch und durch vom Nationalsozialismus durchdrungenen akademischen Landschaft war das Orientalische Seminar eine Enklave.

Die Gegensätze zwischen der Außen- und der Innenwelt sind kaum krasser zum Ausdruck zu bringen als in einem Brief, den Lea Goldberg am 29. Januar 1933 an Mina schrieb.⁴⁰ Dort beschreibt sie einen geselligen Abend, zu dem sie mit anderen Kommilitonen bei einem muslimischen Inder aus Anlass des Ramadanendes eingeladen war. Jeder Anwesende wurde gebeten, ein ihm bekanntes Volkslied zu singen. Lea

7 Dozenten und Studierende des Orientalischen Seminars der Universität Bonn. In der ersten Reihe Prof. Paul E. Kahle, rechts neben ihm Lea Goldberg (undatiert, unbekannter Photograph)

³⁸ Ebd., 22.1.1932, S. 215 f.

³⁹ Promotionsalbum C der Philosophischen Fakultät (1933–1952), Universitätsarchiv Bonn, Bestand Amtsbücher, Signatur AB 55.

⁴⁰ Lea Goldberg an Mina Goldberg am 29.1.1933, Genazim 274 66526/1.



8 Titelseite von Lea Goldbergs Dissertation

Goldberg erzählt, wie sie ein hebräisches, ein russisches, ein litauisches und ein ukrainisches Lied anzubieten hatte. Anscheinend ist es ihr nicht gelungen, den Brief am Tag des Schreibens abzuschicken, denn am rechten Rande der ersten Briefseite steht: „31.1.33 was sagst Du zur deutschen Politik. Ich weiss auch nicht, was ich denken soll“.

Den veränderten Bedingungen zum Trotz gelang es Lea Goldberg 1933, ihre Promotion abzuschließen. In ihren letzten Monaten in Bonn wurde sie unsicher, bei wem sie noch Seminare besuchen sollte und Prüfungen ablegen könnte. Diese Sorgen teilte sie in ihren Briefen Mina mit, die an der Universität in Berlin vor gleichen Problemen stand: Die jüdischen Dozenten waren nach und nach entlassen worden, und über die Einstellung der deutschen Ordinarien – mit Ausnahme von Kahle – war man sich gar nicht sicher.⁴¹

Ein Exemplar der Niederschrift von Lea Goldbergs Doktorarbeit befindet sich heute im Magazin der Deutschen Nationalbibliothek in Leipzig, ein weiteres in der Nationalbibliothek in Jerusalem. Das Thema der Arbeit ist „Das samaritanische Pentateuchtargum. Eine Untersuchung seiner handschriftlichen Quellen“.

Das Manuskript ihrer Arbeit musste Lea Goldberg in der litauischen Kleinstadt Raseiniai verfassen, wo sie mangels anderer Erwerbsmöglichkeiten gezwungen war, als Lehrerin an einem hebräischen Gymnasium zu arbeiten. Die letzte Korrespondenz vor der Veröffentlichung des Manuskripts führten Professor Kahle und Goldberg zwischen Deutschland und Litauen, zwischen Bonn und Raseiniai oder Kowno. Die Briefe Kahles lassen eine Empathie für die nach Litauen zurückgekehrte Studentin erkennen. „Hoffentlich finden Sie sich bald in die neue Arbeit hinein und haben daneben noch Zeit, etwas Wissenschaftliches zu arbeiten“, schreibt er ihr.⁴² Seine fachlichen Anforderungen an sie stellte er selbstverständlich trotz der Entfernung und der misslichen Bedingungen nicht zurück. Er forderte von ihr, Fehler im Manuskript sorgfältig zu überprüfen, zumal diese nicht in Bonn korrigiert werden konnten, da das Seminar über keine Konkordanz samaritanischer Begriffe verfügte.⁴³

⁴¹ Lea Goldberg an Mina Goldberg am 14.5.1933, Genazim 274 66528/1.

⁴² Prof. Kahle an Lea Goldberg am 19.9.1933, Genazim 274 16/4.

⁴³ Prof. Kahle an Lea Goldberg am 20.7.1934, Genazim 274 21/4 .

Herr Cand. phil. Li ja Goldberg
 Fr. wird erlucht, sich

zum Zweck der Doktor-Prüfung:



Mittwoch, den 26. Juli 1933, um Uhr

vor diesem Termin bei folgenden Herren persönlich zu melden und die Meldung vom Examinator bescheinigen zu lassen.

Fächer	Examinator	Wohnung	Zeit	Bescheinigung des Examinators
Hauptfach <i>Som. Phil.</i>	Kahle	Poppelsdorferallee 25	nach Verabredung	<i>Kahle</i>
1. Nebenfach <i>Geschichte</i>	Braubach	do. 96	"	<i>H. W. 5-5 1/2 Braubach Dom. 27. 10-1045 i. A. Schneid</i>
2. Nebenfach <i>Pädagogik</i>	Rothacker	Philos. Sem.	"	

Bemerkungen:

Den Empfang dieser Mitteilung wollen Sie bestätigen.

Der Dekan.   274
 6075116

Die Tatsache, dass es Goldberg gelang, ihre Promotion an einer deutschen Universität noch im Jahr 1933 zum Abschluss zu bringen, hängt mit ihrem Status als ausländische Staatsbürgerin zusammen. Genau so erging es Mina Goldberg, die ein Jahr später in Berlin promoviert wurde. Wären sie deutsche Jüdinnen gewesen, hätte das Gesetz ihnen dieses Recht verwehrt. So gesehen scheint die litauische Staatsbürgerschaft doch nicht ganz unnützlich gewesen zu sein. Die Tatsache aber, dass Lea Goldbergs Arbeit im Jahr 1935 als Nummer 11 in der Reihe des Seminars, „Bonner Orientalische Studienhefte“ im Kohlhammer-Verlag in Stuttgart veröffentlicht wird, hängt vor allem mit der Persönlichkeit Kahles zusammen. Als ein durch und durch deutscher Ordinarius, ein Orientalist ersten Ranges

9 Lea Goldbergs Prüfer im Promotionsverfahren: der Orientalist Paul Ernst Kahle, der Historiker Max Braubach und der Philosoph und Psychologe Erich Rothacker



10 Professor Paul E. Kahle in seinem Arbeitszimmer (undatiert, unbekannter Photograph)

und als ein eingeschworener Protestant, blieb Kahle unberührt vom Nationalsozialismus, der sich in den akademischen Kreisen ansonsten so rasch ausbreitete. Über den Charakter des Orientalischen Seminars in Bonn, dessen Direktor Kahle von 1923 bis zum Beginn seines Londoner Exils 1939 war, gibt ein Memorandum Auskunft, das er an das britische Außenministerium schrieb, in der Hoffnung, es werde den Briten nach der Kapitulation Deutschlands nützlich sein. Diese Hoffnung sollte sich als falsch erweisen, das Dokument aber blieb erhalten. Dort schreibt Kahle rückblickend genau das, was man

aus Lea Goldbergs Briefen des entsprechenden Jahres an Mina entnehmen kann, und zwar, dass das Seminar durch seine Lehrer, Schüler und Besucher international geprägt gewesen sei, was sich als ein Schutz gegen die Einflussnahme der Nationalsozialisten erwiesen habe.⁴⁴ In ihrem letzten Jahr in Deutschland lebte Lea Goldberg auf einer Insel, oder – besser gesagt – in einem Zwischenraum.

Rückblickend liegt etwas Surreales in der Korrespondenz des Professors mit seiner Studentin und in ihrem der Realität der Zeit entrückten Versuch, mit Hilfe des Assistenten Dr. Levy, der schon 1933 entlassen worden war,⁴⁵ ein Manuskript über die samaritanische Übersetzung der Thora fertig zu stellen.⁴⁶ Vielleicht ist es die Kluft zwischen dem Orienta-

⁴⁴ Paul E. Kahle: Die Universität Bonn vor und während der Nazi-Zeit (1923–1939). Erfahrungen eines deutschen Professors. Bonn 2006, S. 48–91, hier S. 135 (ursprünglich englisch, London 1945).

⁴⁵ Lea Goldberg an Mina Goldberg 14.5.1933, Genazim 1/66528. Siehe auch Henry Wassermann: False Start. Jewish Studies at German Universities during the Weimarer Republic. New York 2003, S. 216. Zu Kahle ferner auch Marc B. Shapiro: The Life and Work of Rabbi Jehiel Jacob Weinberg, 1884–1966. Oxford 1999.

⁴⁶ Nach seiner Entlassung aus dem Orientalischen Seminar der Universität Bonn hat Dr. Kurt Levy als Lehrer am hebräischen Gymnasium in Köln gearbeitet. Ende Juli 1935 nahm er sich das Leben. Paul Kahle an Lea Goldberg am 27.12.1935, Genazim 274 22/4.

lischen Seminar und der Stadt Bonn, die Lea Goldberg dazu veranlasst, in ihrem Artikel, den sie 1938 in ihrem Wohnort Tel Aviv veröffentlicht, das Heraufkommen des Nationalsozialismus als „Massenermüdung vom Werk des Profanen“⁴⁷ zu beschreiben.

Doch warum forscht Lea Goldberg überhaupt auf dem Gebiet der Orientalistik? Dies ist schwer zu sagen. Ihr Biograph A.B. Yoffe beschreibt diesen Weg als das kleinste Übel, eine Abfindung mit dem Fehlen einer klassischen jüdischen Bildung auf akademischer Ebene. So lange die Erforschung der hebräischen Literatur als wissenschaftliche Disziplin oder gar akademische Laufbahn nicht existierte und an der deutschen Universität Judaica nur im Rahmen der semitischen Philologie gelehrt wurden, musste Lea Goldberg den Studiengang wählen, der ihren „Zukunftsplänen“ am nächsten kam.⁴⁸ Professor Kahle setzte Hoffnungen in sie.⁴⁹ Als er ihr schließlich die Veröffentlichung des Manuskripts verkündete, schrieb er: „Sie werden, wenn Sie selbst die Arbeit sehen, die Empfindung haben, dass die Sache nun recht ordentlich geworden ist. Die Arbeit macht sich doch sehr schön so und wird hoffentlich dazu dienen, Ihnen, wenn Sie wirklich nach Palästina gehen, auch dort etwas die Wege zu ebnen.“⁵⁰ Lea Goldberg selber war eher skeptisch, ob man in Palästina mit einer Mischung aus semitischen Sprachen und deutscher Geschichte, wie sie meinte, fruchtbare Arbeit leisten könnte.⁵¹

⁴⁷ Lea Goldberg: Der Mut zum Weltlichen (hebr.). In: Untersuchungen und Beispiele in unserer neuen Literatur (hebr.). Tel Aviv 1976, S. 165–170, hier S. 169.

⁴⁸ Yoffe: Begegnungen mit Lea Goldberg (hebr.), S. 67f. Ähnliche Vermutungen bei Yaakov Rabi: „Die Dichterin und das samaritische Pentateuchargum“. In: Al Hamishmar, 10.4.1970, S. 7. Rabi ergänzt eine interessante Information über das Exemplar der Dissertation, das sich in der National Library in Jerusalem befindet. Das Exemplar ist mit zwei Stempeln versehen, denen man entnehmen kann, dass sich die Arbeit zeitweilig in der „Forschungsabteilung Judenfrage des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands“ befand. Dort wurde sie wahrscheinlich kurz nach dem Krieg entdeckt und über das Archival Depot in Offenbach im Rahmen des „Jewish Deconstruction Program“ nach Jerusalem überführt.

⁴⁹ Ruebner schreibt, dass Professor Kahle, auch als Lea Goldberg auswanderte und sich in Tel Aviv niederließ, weiterhin versuchte, sie in seinen Briefen zur akademischen Welt zurückzuführen. Vgl. Ruebner: Lea Goldberg, S. 23.

⁵⁰ Kahle an Goldberg am 31.1.1935, Genazim 274 20/4.

⁵¹ Lea Goldberg an Mina Goldberg am 4.6.1933, Genazim 274 66538/1.

Lea Goldbergs Weg nach Palästina führte schließlich nicht über die klassische semitische Philologie, sondern über die moderne hebräische Literatur. Schon drei Jahre zuvor, als sie noch eifrig studiert, schreibt sie:

„Für mich ist die hebräische Literatur ein Anhaltspunkt. In letzter Zeit wird mir diese Sache jeden Tag wichtiger. Leider wird unsere Literatur mir niemals die Möglichkeit geben, nur in diesem Beruf zu arbeiten, und dies wird immer eine Art *Nebenfach* von mir sein, obwohl es für mich das Wesentliche ist und der ganze Rest ein völliges Nebenfach.“⁵² An dieser Stelle verwendet sie den deutschen Begriff Nebenfach in lateinischen Buchstaben im hebräischen Text.

Es bleibt jedoch offen, ob es jemals ein „Nebenfach“ war. Seit dem Jahr 1931 war Lea Goldberg Mitglied in der Gruppe „Petach“, einer Vereinigung hebräischer Schriftsteller und Dichter, die sich in Kowno im Umfeld des Modernismus in der hebräischen Literatur und Dichtung organisiert hatte. Es gelang „Petach“, in Kowno elf Broschüren und eine Anthologie unter dem Titel „Pa’am“ zu veröffentlichen, in welcher unter anderem auch einige Gedichte Lea Goldbergs erschienen. Ihr Name und ihr Ruf, wie auch der anderer Mitglieder der Gruppe, wurden so in den entsprechenden literarischen Kreisen in Palästina bekannt. Goldberg begann mit Abraham Schlonsky – einer Schlüsselfigur in der modernistischen hebräischen Dichtung Palästinas – persönlichen Kontakt aufzunehmen. „Ich bin hier am ‚Ende meiner Welt‘“, schreibt Goldberg an Schlonsky im März 1933, „leider etwas entfernt vom hebräischen Leben und etwas zu beschäftigt mit Dingen, die mir nichts geben, und sehr deprimiert durch die politischen Ereignisse der letzten Tage.“⁵³ Schlonsky war in diesen Tagen mit anderen Problemen befasst als Lea Goldberg, die zu dieser Zeit noch Doktorandin in Bonn war. Im Jahr 1932 hatte sich nämlich die modernistische Literaturszene Palästinas gespalten.⁵⁴ Wegen des befürchteten Scheiterns seines Lagers im Kampf um die hebräische Kultur Palästinas wandte sich Schlonsky an Lea Goldberg, um sie für seine Gruppe zu rekrutieren. Er bat sie, ihm ihre Gedichte zu

⁵² Ruebner: Lea Goldberg, S. 23 ff.

⁵³ Goldberg an Schlonsky, Bonn, am 13.3.1933, Genazim 158 11612/1.

⁵⁴ Zohar Shavit: Das literarische Leben in Israel von 1910–1933 (hebr.). *Literature, Meaning, Culture* 13, Publications of The Porter Institute for Poetics & Semiotics. Tel Aviv 1993, S. 126–129.

schicken und ihn bei der Stärkung der Gruppe „Yachdav“ zu unterstützen. Mit Hilfe der Kownoer Dichter wollte Schlonsky in Palästina die Bruchstücke des hebräischen Modernismus zusammenbringen.⁵⁵

In der jüdischen Historiographie ist häufig vom deutschen Kulturkreis die Rede, einem Kreis, der seit der Epoche der Haskala Juden in Mittel- und Osteuropa, die über verschiedene Imperien und Länder verstreut waren, miteinander verband. In Kowno war Lea Goldberg, wie wir gesehen haben, mit dem deutschen Kulturkreis verbunden, und sein Einfluss brachte sie am Ende der Weimarer Republik zum Studium nach Berlin und Bonn. Somit bewegte sie sich von der Peripherie ins Zentrum. Lea Goldberg selber hat sich rückblickend als Teil dieser Tradition verstanden. Bezeichnenderweise reflektierte sie diesen Lebensabschnitt in einem Zeitungsartikel in Tel Aviv, kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges. In dem eben genannten Aufsatz namens „Euer Europa“, in dem sie sich gegen eine Abkehr von Europa äußert, geht sie am 30. April 1945 auf ihre Erfahrung ein und beschreibt ihren Werdegang als typisch für eine gesamte Generation. „Was war Europa für uns, für meine Generation, deren Kindheit Churban und Zerstörung war, deren Haus, Familie und Ruhe schon im vorigen Krieg 1914–1918 zerstört wurde? Schon damals war alles in unserem Leben ruiniert, nicht aber der Glaube. Die Kinder der kulturellen Ränder, die Kinder in den dämmernden Ecken Osteuropas, die Gefangenen des jüdischen Shtetls in all ihren Formen, wie sind wir zu den großen Zentren gegangen, um Tora und Wissen zu lernen! Dumm und naiv waren wir wie Salomon Maimon seiner Zeit, wie die ‚Haskala‘-Menschen sind wir, die jungen Menschen, aus den ‚Grenzgebieten‘ gegangen, um aus den Quellen des Wissens zu trinken. Die Anziehung der ‚großen aufgeklärten Welt‘ war in unserem Blut, Erbe des Blutes der Aufklärer.“⁵⁶ Ähnliche Selbststilisierung im Geiste der ost-europäischen jüdischen Aufklärung präsentiert Lea Goldberg in „Ve-huh ha-or“, wo sie in der ersten Person Plural schreibt: „Wir gehen ins Exil zum Ort des Wissens, wie im Zeitalter der Aufklärung, wie Salomon Maimon seiner Zeit.“⁵⁷

⁵⁵ Schlonsky an Goldberg am 31.3.1933, Genazim 274 55/4.

⁵⁶ Lea Goldberg: Euer Europa. In: Mishmar, 30.4.1945, S. 6.

⁵⁷ Goldberg: Und das ist das Licht, S. 81.

Lea Goldberg und Schlonsky: Schlonsky begnügte sich nicht mit frischem Wind aus Kowno, er war vor allem an einer Stärkung seiner Position im Streit um den hebräischen Modernismus in Tel Aviv interessiert. Daher setzte er sich 1934 verstärkt für den Erhalt von Zertifikaten ein, die es ermöglichten, hebräische Dichter aus Kowno nach Palästina einwandern zu lassen. Gleichzeitig arbeitete er mit großem Eifer an der Herausgabe des ersten Gedichtbandes Lea Goldbergs. Wie in ihrer Korrespondenz mit Professor Kahle, wie auch in ihren Briefen mit Schlonsky deutlich wird, erleichterte Lea Goldberg die Arbeit keineswegs. „Die Seiten, die Du uns geschickt hast, haben keine Seitenzahlen und die Zyklen haben keine Ordnung... Beeile Dich und lasse uns [die rechte Anordnung] wissen durch die Luftpost“, schreibt Schlonsky an die junge Dichterin,⁵⁸ die entschuldigend antwortet: „Schade, dass ich das nicht sofort beim Schicken meines Manuskripts getan habe, aber ich bin noch nicht daran gewöhnt, ‚mein Buch‘ zu ordnen.“⁵⁹

Das Zertifikat, der Gedichtband und die Lage der hebräischen Kultur in Palästina sind unmittelbar voneinander abhängig. Goldberg wusste nicht, ob sie an die Zertifikat-Angelegenheit zu große Hoffnung hängen sollte. „Es wäre gut, wenn die Sache Wirklichkeit würde“, schreibt sie an Schlonsky, „aber die Hoffnung ist, wie es aussieht, zu schwach. In Litauen ist es schwer zu schreiben, obwohl das Schreiben offensichtlich überall möglich ist, und die passende Umgebung fehlt anscheinend sogar in Eretz Israel. Jedenfalls gibt es dort nur eine kleine Anzahl von Menschen, die an Dichtung interessiert sind – hier nicht.“⁶⁰ Geistesangelegenheiten vermischen sich in ihren Briefen mit Profanem. In seinem Antwortbrief schreibt ihr Schlonsky, dass man in Palästina nicht entscheiden könnte, wessen Einwanderung Vorrang habe, und deutet an, dass es auf jeden Fall die Möglichkeit gebe, „dass auf ein Zertifikat zwei Personen kommen werden, und eine davon – du...“.⁶¹ Damit spielt er auf die Möglichkeit an, die von den Briten verhängte Einreisebeschränkung durch fiktive Eheschließungen zu umgehen. Solch eine Heirat würde es zwei Dichtern ermöglichen, auf einem Zertifikat einzureisen.

⁵⁸ Ruebner: Lea Goldberg, S. 28.

⁵⁹ Ebd.

⁶⁰ Goldberg an Schlonsky, 1934, Genazim 158 2735/1.

⁶¹ Schlonsky an Goldberg am 18.7.1934, Genazim 274 56/4.

Goldberg folgt seinem Rat. Im Januar 1935 gelangt sie mit einem Zertifikat nach Palästina, das sie als fiktive Ehefrau mit einem weiteren Dichter der Kownoer Gruppe, Schimon Gens, teilt. In ihrer Kindheit wollte Goldberg ein hebräischer „Dichter“ sein. Jetzt trat sie durch die Tore Palästinas als fiktive Gattin eines Dichters, dessen Beruf, um die Einwanderungsbestimmungen zu erfüllen, als „proof reader“ getarnt war. In Palästina warteten Schlonsky und die Gruppe „Yachdav“ auf sie und überreichten ihr als Geschenk ihren ersten Gedichtband „Taba’ot ashan“ [„Rauchringe“]. Als „Persönliche, intime, europäische Dichtung ohne Anklang an das Shtetl“ charakterisiert Tuwia Ruebner ihren Band „Taba’ot ashan“, „Dichtung, die auf alle Tendenziösität, alle großen Ankündigungen verzichtet, Dichtung in deren Zentrum nicht der gesellschaftliche, nationale, etablierte Mensch, sondern das Individuum steht, das empfänglich für die Natur, die Liebe und vor allem für die Dichtung ist.“⁶²

Doch wie immer in Goldbergs Leben vermischen sich Freude und Kummer, Lyrik und Profanes. Der Band, den die Freunde mit Eifer und Hingabe vorbereitet haben, ist mit Tippfehlern durchsetzt.

11 Antrag auf Einbürgerung in Palästina – Eretz Israel (damals britisches Mandatsgebiet), eingereicht von Lea Goldberg und ihrem „Ehemann“, dem Kownoer Dichter Schimon Gens (1935)

⁶² Ruebner: Lea Goldberg, S. 35.

Das Mädchen aus Kowno war zu einem hebräischen „Dichter“ geworden, ganz so, wie sie es in ihrer Kindheit beschlossen hatte. Ob es sich hier um den „Geist der Geschichte“ handelt? Lea Goldberg selbst hätte eine derartige Erklärung von Grund auf abgelehnt. In „Ve-huh ha-or“ erwähnt sie rebellierend einen preußischen Professor, ihren Dozenten für Geschichte in Berlin, der sich solcher Geschichtserklärungen verschrieben hatte. „Geist der Geschichte!“, spottet Nora, die Protagonistin, die Lea Goldberg im Roman verkörpert. „Sie verzog ihr Gesicht voller Abscheu. Geist, wenn das Schicksal eines Menschen durch gelbe Schuhe entschieden wird. Wenn dies die Logik des Lebens ist, dann geh' und glaube an den Geist der Geschichte! Aber plötzlich richtete sie sich auf und saß im Bett und sagte flüsternd: Ich werde sehr glücklich sein, ihnen allen zum Trotz!“⁶³

BILDNACHWEIS

Abb. 1 – 11: Asher Barash
Bio-Bibliographical Institute for the Research of Modern Hebrew Literature („Genazim“). Tel Aviv, Israel.

⁶³ Goldberg: Und das ist das Licht, S. 27.